

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Aus meinem Bühnenleben

Erinnerungen

Bauer, Karoline

Berlin, 1876

2. Die kleine Komödiantin

[urn:nbn:de:bsz:31-92935](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-92935)

2. Die kleine Komödiantin.

Kinderspiel — wie weit! wie weit!
Was das Kinderspiel entfaltet,
Erstes Leben ernst gestaltet,
— Frühlingsblüt' reift Sommerzeit!

Meine eigenen Erinnerungen werden klarer, lebensvoller. Gestalten und Bilder nehmen bestimmtere Umrisse und Farben an. Ich sehe mich selber vor mir, wie in einem Spiegel.

Ich bin ein wildes, jungenhaftes Vindchen, fast noch wilder als die gutmüthigen, geistig früh geweckten, aber unbändigen Brüder Karl und Louis. Ich trage bis zu meinem sechsten Jahre auch Knabenkleider und das lichtblonde Haar kurzgelockt à la Titus. Die Mutter meint, dies Kostüm passe besser zu meiner großen Nase und den knabenhaften Zügen, meinem leichten Gange und der Mobilität in allen meinen Bewegungen. Ich zerrisse überdies schon so sündhaft viele Jungenshöschen und Kaputröcke von derbem Stoffe — wie das erst mit den leichteren Mädchenkleidern werden würde? Das grämt mich wenig. Ich tummle mich mit den Brüdern und ihren Kameraden auf Hof und Straße, auf Speichern und Heuboden, durch Feld und Wald lustig umher und spiele mit ihnen Räuber und Soldat. Ich bin nicht wenig stolz auf meinen Sonntagsanzug von dunkelblauem Tuch mit Spitzentragen, auf mein dunkelblaues Sammetbarett mit silberner Troddel und meine hellgelben Saffianstiefelchen. Am stolzesten aber bin ich, wenn man mich für einen Jungen hält.

benen Arm wegspringen, Verlorenes suchen, sogar aus dem Wasser apportiren, ein Stückchen Zucker, auf seine rosigte Nase gelegt, in die Höhe schnellen und geschickt auffangen, das breite silberne Serviettenband auf dem Tische zierlich umkippen, um das darunter liegende Krümchen Brod wegzuschnappen, und er kann auf den Hinterbeinen mit mir walzen und galoppiren. Nein, es gibt nichts Liebenswürdigeres als meinen Ami!

Und dann schmettern die Trompeten und rasseln die Trommeln. Die Franzosen ziehen weiter nach Rußland — in den Tod. Der Colonel hebt vor unserer Thür seine Mutter in den Wagen und steigt zu Pferd. Ich halte Ami mit meinen Armen umschlungen und weine bitterlich und küsse ihn immer wieder zum Abschied. Das kluge Thier leckt meine Hände und die Thränen von meinen Wangen. Erst als der Oberst davonsprengt und der Wagen der Mutter sich in Bewegung setzt, wird Ami unruhig. Er winselt und sieht mich traurig — bittehend an. Da küsse ich ihn zum letzten Mal und lasse ihn los. Langsam läuft er dem Wagen nach. An der Straßenecke winken der Colonel und seine Mutter noch ein Mal mit den Tüchern zum Abschied. Ami erhebt sich auf den Hinterbeinen und stößt ein klägliches Geheul aus . . . Dann ist Alles verschwunden . . .

Als dann im Dezember 1812 immer grauenerregendere Nachrichten von dem Untergange der Napoleonischen Armee im Eise Rußlands und in den Wellen der Beresina nach Bruchsal gelangen — als harte Herzen jubeln über dies Gottesgericht, das endlich den himmelftürmenden Troß und Hohn des Tyrannen Napoleon zerschmettert — da weint mein Kinderherz bitterlich um meinen armen lieben Ami und den freundlichen Colonel und seine gute Mutter, die wohl mit einander begraben sind unter Rußlands Schnee und Eis — zugleich mit einer halben Million Menschen und hunderttausend Pferden.

Wir Kinder rufen uns auf der Straße das neueste Räthsel zu: »Was bedeuten die vier gestickten N auf den französischen Rockschößen?«

»Nur Nicht Nach Norden!«

Wie wird der junge Lieutenant Schell bei seiner glücklichen Heimkehr aus dem russischen Feldzuge von angstvollen Eltern, Gattinnen, Kindern umringt und mit Fragen bestürmt nach so grauenhaft vielen Nichtheimgekehrten! Fast immer muß er traurig den Kopf schütteln: »Ich habe nichts wieder von ihm gesehn!« Gegenüber dieser qualvollen Ungewißheit ist sogar die Nachricht ein Trost: »Ich sah ihn als Leiche im Schnee liegen!« — Und wie Furchtbares weiß Schell von seinen eigenen Leiden zu erzählen!

Für uns Kinder aber hat das meiste Interesse die Geschichte von dem Napoleond'or, den der Lieutenant als Griff seines Uhrschlüssels an der Petschaftkette trägt. Das klingt so wunderbar märchenhaft.

Napoleon hat in Fässern 16 Millionen in Gold mit nach Rußland genommen. Auf der wilden Flucht brechen die Wagen in Trümmer und, von der grimmigen Kälte geborsten, liegen die Fässer im Schnee. Todmatte halbverhungerte und erstarrte Flüchtlinge schleppen sich vorüber . . . Da leuchtet das brechende Auge noch ein Mal auf — im unsterblichen Golddurst. Gierige Hände raffen das blinkende Gold ein . . . Die goldne Last zieht die kraftlosen Flüchtlinge nur um so schneller in den tiefen Schnee nieder — in den Tod! — Auch Lieutenant Schell füllt seine Taschen mit Goldstücken. Für ihn werden sie zu Rettern. Er hat noch die Kraft, einen bewohnten Ort zu erreichen. Er kann für Schlitten und Pferd, Pelze und Nahrung das Gold mit vollen Händen bieten. So wird er gerettet. Den letzten Napoleond'or trägt er dankbar zum Andenken.

Nach und nach kehren noch einige deutsche Soldaten zurück, die von den Russen gefangen und nach Sibirien geschickt wurden. Daraus erblühen Hoffnungen, die manches Mutterherz mit seiner unendlichen Liebe thränenbethaut bis an's eigene Grab hegt und pflegt. Eine solche Mutter lernte ich nach Jahren in Mannheim kennen: Gräfin Dettingen!

Aber neue lustige bunte Truppendurchzüge und Einquartierungen verwischen bald diese traurigen Bilder und meine Kinderthränen um Ami. Polnische Mänen und österreichische Artilleristen, böhmische und ungarische Nobelgarde, langbärtige Russen, blickäugige, phantastisch gekleidete Mamelucken, schlanke geschmeidige Escherkessen und kleine häßliche Kosacken lösen einander in unserem Hause ab. Ja, da gibt es für die neugierigen Kinderaugen immer wechselnde lachende Bilder.

Ein österreichischer Adjutant kommt im vollen Regen in's Quartier und stellt sich sogleich, ohne nur ein Uniformstück abzulegen, an den Tisch, um schnell einen Rapport zu schreiben. Aber fortwährend fallen große Tropfen auf sein Papier. . . »Donnerwetter, is dös a Quartier, a so schönes Haus und doch tröpfelt's am lichten Tag durch die Decken!« — Grollend schaut er hinauf zur Zimmerdecke — er sieht zu seiner Verwunderung weder Riß noch nasse Stelle, aber auf seine Nase fallen neue Tropfen nieder. Fluchend schiebt er den Tisch in eine andere Ecke der Stube — umsonst! Es tropft wieder auf's Papier. Länger halten wir Kinder unsere Weisheit nicht zurück. Lachend zeigen wir auf den Kopf unseres Gastes. . . Dem geht endlich ein Licht auf und gedankenvoll schüttelt er sein würdig Haupt, daß ein förmlicher Regen ihn rings umzittert. Noch gedankenvoller nimmt er seine Kopfbedeckung ab, schaut sie sinnend an und spricht das große Wort: »Deizel, dös is also mein Czako, dös so tropft. Dös kummt von zu nassem Frühstück!«

Dies geflügelte Wort blieb den Brüdern und mir unvergesslich. That Einer in der Zerstretheit etwas recht Dummes, so hieß es gleich: »Deizel, dös is mein Czako, dös so tropft. Dös kummt von zu nassem Frühstück!«

Ein junger böhmischer Offizier spielt Tag und Nacht auf seiner Flöte die schwächendsten Weisen. Die holde ferne Marianka nimmt sein Sinnen und Trachten so ganz ein. Ob dies

zärtliche Herz auch aus dem eroberten Paris alle gestötte Sehnsucht nur nach Leitomischl dirigiren wird? Glückliche — unwissende Marianka!

Unser Kinderstolz ist ein prachtvoller russischer Fürst, der mit einem glänzenden militärischen Gefolge und einem Troß von Köchen und Bedienten in unserem Hause in Quartier liegt. Da wird gekocht und gebraten und für die lederen Kindermäulchen fällt manch fetter Bissen ab. Den ganzen Tag über furrert der große silberne Samovar und duftet der echte Karavanentheee. Der wird in großen dunkelblauen goldverzierten Tassen servirt — wahren Riesen von Tassen, wie ich sie erst nach Jahren in Petersburg wieder sehen sollte.

Schwester Lottchen hat das fürstliche Vaterherz so ganz gewonnen, daß der Fürst sie durchaus mit nach Rußland nehmen und seinem einzigen jungen Sohne vermählen will. Doch die Mutter bleibt standhaft bei den glänzendsten Verheißungen.

Hurrah! Die Kosacken sind da. Die kleinen häßlichen — lieben närrischen Kosacken mit ihren wilden Bärten und flinken zottligen Pferdchen. Die gutmüthigsten und zärtlichsten Kinderfreunde. Die haben alle Bruchsaler Kinderherzen im Sturm genommen. Sie sind so possirlich und zutraulich und machen uns Kindern so gern eine Freude. Mögen sie sich auch — wie Schwester Lottchen entrüstet behauptet — nie waschen und die ihnen gespendete Seife sogleich mit dem größten Behagen aufschmausen, wie wir selber staunend sehen — das trübt unsere Freundschaft nicht. Verstehen die Armen auch kein Wörtlein Bruchsal'sches Deutsch und wir keine Silbe Kosackisch, — wir unterhalten uns doch prächtig mit einander. Sie nehmen uns auf ihre wilden mageren Pferde und im Galopp jagen wir durch die Straßen und schwenken die Mützen und rufen jubelnd: »Hurrah! Hurrah! Die Kosacken sind da!« — Unsere bärtigen Freunde ziehen dabei ihre breiten Mäuler vor Vergnügen lachend noch breiter — fast unmöglich breit und schmetterern ihr bestes Kosackisch in unsern Jubel hinein.

Und wie revangiren wir Kinder uns für das Vergnügen, das die lieben Kosacken uns machen! Wir mausen den Müttern aus Speisekammer und Keller Mehl und Eier und Butter und Speck und Wein und Rum und Schnaps und — Talglichte und schleppen Alles den ewig hungrigen und durstigen Kosacken in die Küche der Kaserne. Die backen dann wundersame Eierkuchen, die sie redlich mit uns theilen. Wie schmecken die doch um so viel köstlicher, als Mariannens Meisterwerke der Pfanne! Nur an die Talglichte können wir uns nicht gewöhnen, die unsere Freunde zum Dessert mit Hochgenuß hinabschlucken. Ja, es kommt uns wohl gar ein gewisses unheimliches Gefühl, wenn wir diesem Schmause nur zuschauen. Verwundert und mitleidig schütteln die Kosacken ihre Zottelköpfe über diesen erstaunlichen Mangel an gastrosophischer Feinesse. Après-diner, wenn auch das Getränk seine beseligende Wirkung ausgeübt hat, — wie wirbeln da die krummen Kosackenbeine in den rothen Stiefeln und faltigen blauen Hosen und die geschwenkten Arme mit den schnalzenden Schmutzfingern und die langen blauen Kastane in der Küche herum, daß die Fensterscheiben klirren und die Töpfe und Schüsseln von den Gesimsen herabhüpfen . . . Nach Jahren sah ich in Berlin die gefeierten Tänzerinnen Desargus und Galster in blausammetenen, pelzverbrämten Kostümen mit den graziösesten Pas ihre Kosackentänze tanzen — aber: »Luise, Deine Limonade ist matt!«

Liebetrübt geben wir Kinder unseren abziehenden Kosacken das Geleit bis vor die Thore Bruchsalz. Sorgenvoll zählen die Eltern ihre Kinder und ihr Silberzeug, wie viel davon die Kosacken mitgenommen. Die Kinder bleiben ziemlich vollständig, aber des Silberzeugs wird nach jeder Einquartierung immer weniger. Und daran sind zu unserem Kinderstolz nicht nur die Kosacken Schuld. Das spürt auch der einst so reiche Silberschrank der Mutter, der noch von dem seligen Landkammerrath Stockmar und dem Hofchirurgen Ramdor stammte.

Am glänzendsten ist aber das buntbewegte Kriegsleben in

dem großen, prächtigen Schlosse zu Bruchsal. Einst eine üppige Bischofsresidenz, ist es seit 1801 der Wittwensitz der herrlichen Markgräfin Amalie. Ein selten-reiches Fürsten- und Frauenleben, — reich an strahlender Freude, aber doch noch reicher an Schmerzen!

Sie ist eine Tochter des Landgrafen Ludwig IX. von Hessen-Darmstadt. Ihre geistvolle, schöne Schwester Luise Auguste ist die Gemalin Karl August's von Weimar und die leuchtende Muse eines Goethe, — von ihm besungen:

Es weilt so hoch, es blinkt so schön

Wie droben jener Stern!

Eine dritte Schwester, Friederike Luise, wird die unglücklichste Königin von Preußen, Gemalin Friedrich Wilhelm II., die einer Madame Riez-Lichtenau weichen muß. Die vierte Schwester stirbt in blühender Jugend als Großfürstin Paul von Rußland — man sagt: an Gift.

Prinzessin Amalie heirathet den liebenswürdigen Erbprinzen, Markgrafen Karl Ludwig von Baden. Es ist die glücklichste Ehe. Drei wunderschöne Töchter sind berufen, drei stolze Throne zu schmücken: die Kaiserin Elisabeth von Rußland, die Königin Friederike von Schweden und die Königin Karoline von Bayern. Zwei andere Töchter vermählen sich dem Großherzoge Ludwig II. von Hessen und dem Herzoge Friedrich Wilhelm von Braunschweig. Ihr einziger Sohn, Prinz Karl, wächst blühend heran — eine Hoffnung für den Thron von Baden. Eine Tochter, Amalie, bleibt unvermählt bei der Mutter.

Aber das Unglück reitet schnell: Im Jahre 1801 besuchen die glücklichen Eltern ihre jüngst verheiratheten Töchter Elisabeth in Petersburg und Friederike in Schweden. Am 16. Dezember nehmen sie von der Königin Friederike im Schlosse Gripsholm Abschied, um das Weihnachtsfest in Karlsruhe zu verleben. Wenige Stunden später schlägt der Schlitten des Markgrafen so heftig um, daß dieser nur als Leiche nach Baden zurückkehrt.

Und jetzt trifft Schlag auf Schlag das arme Mutterherz. Die Herzogin von Braunschweig muß vor Napoleon aus ihrem Lande fliehen und stirbt in Schweden — in der Verbannung. Deren Gatte, Herzog Friedrich Wilhelm, fällt bei Quatrebras. König Gustav Adolf IV. und Königin Friederike von Schweden werden mit ihren Kindern 1809 von ihrem eigenen Volke aus dem Lande getrieben und finden nirgends Schutz, als am Mutterherzen der Markgräfin Amalie. Und dies arme Herz und thränenmüde Auge muß dann noch ihren einzigen Sohn, den ritterlichen Großherzog Karl von Baden, und dessen beide Söhnchen, die Hoffnungen des Landes, und fast alle ihre Töchter und Schwiegersöhne vor sich in's Grab sinken sehen!

Eine hohe schlanke, vornehme Erscheinung, um die grauen Locken schwarze Schleier, mit feinen blassen welken Zügen und matten blauen Augen, denen man ansieht, daß sie schon viel geweint haben, — über Gesicht und Haltung eine unbeschreiblich rührende Müdigkeit ausgegossen — so steht die Markgräfin-Witwe in meinen Kinder-Erinnerungen vor mir. Ganz Bruchsal verehrt sie als seine Wohltäterin.

Und zu dieser Witwe eilen die glänzendsten Herrscher Europa's, ihr Ehrfurcht zu zollen.

Voran der Kaiser Napoleon. In tiefe Trauerkleider gehüllt, im bleichen Antlitz den Schmerz der Niobe um ihre hingeschlachteten Kinder und doch in Haltung und Ton und Worten die hohe Würde einer edlen deutschen Landesmutter — empfängt die Markgräfin-Witwe von Baden den Senker Deutschlands. Und er beugt sich tiefer vor diesem Schmerz und dieser keuschen Frauenwürde, als vor einer siegreichen regierenden Kaiserin. Nur drei Fürstinnen haben dem korsischen Advokatensohne so zu imponiren gewußt: Königin Luise von Preußen — Großherzogin Luise Auguste von Weimar — und deren Schwester von Baden.

Ganz Bruchsal harret bald noch erwartungsvoller vor dem Schlosse. Die Großmutter und Mutter haben durch den Oberst

von Heimrot das Fenster eines Seitenflügels eingeräumt erhalten. Ich trample jauchzend auf dem Fensterbrett herum, gehütet von Marianne's Händen. Schwester Lottchen steht sinnend neben mir. Die Brüder tummeln sich draußen unter der Menge herum . . . Da rollt eine goldblitzende Hofequipage mit sechs wunderschönen milchweißen Pferden heran, vorauf die sammtjackigen stinken Laufer der Markgräfin. Wie die Feenkönigin entsteigt dem Wagen eine hohe leuchtende Frau, über das weißatlassene goldgestickte Unterkleid purpurrother Sammet mit langer golddrauschender Schleppe, um das funkelnde Diamantendiadem und die nachtdunklen Locken einen duftigen golddurchwebten Schleier. Mit bezaubernder Anmuth und Hoheit schwebt sie leicht und schnell die Marmorstufen hinauf und umarmt herzlich — ehrfurchtsvoll die verwitwete Markgräfin . . . Es ist die strahlende Kaiserin Josephine von Frankreich — — bald die trauernde Verstoßene von Malmaison . . .

Durch die blühenden Baumgänge des weiten alten Schloßgartens wogt und schimmert es heran — wunderschöne leuchtende Frauen — glänzende Kavaliere — liebliche Kinder — lachend — plaudernd — spielend . . . Das sind die Kinder und Enkel der Frau Markgräfin, die sich alljährlich um die gütigste Großmama sammeln. Der schlanke stattliche Mann, der da am heitersten plaudert und scherzt und lacht, ist der Kaiser Alexander von Rußland, der erste Kavaliere und Causeur seiner Zeit, am Arme der graziosen und geistsprudelnden Großherzogin Stephanie von Baden, der Adoptivtochter des Kaisers Napoleon. Der leutselige König Max Joseph von Baiern mit dem guten bürgerlichen Gesicht und dem behaglichsten Lächeln führt seine Schwägerin, die hoheitsvolle milde Kaiserin Elisabeth von Rußland. Die Frau Markgräfin stützt sich auf den Arm ihres rosigens Enkels, des Kronprinzen Ludwig von Baiern. Die schönste von allen Frauen ist aber die Königin Friederike von Schweden, mit den herrlichen dunklen Locken, den feinen wehmüthigen Zügen und den großen tiefblauen Augen, die so

eigen leuchten, wie unter Thränen — die schönste und die traurigste . . .

Und glänzende Feste durchrauschen das prächtige Schloß und den blendend illuminirten Garten, den hohen Gästen zu Ehren.

So erscheint uns Kindern der Witwensitz der Markgräfin Amalie wie ein Märchenschloß. Es betreten zu dürfen, ist unsere höchste Sehnsucht — mein vielbeneidetes Glück.

Ich habe im Schlosse eine freundliche Gönnerin, die gute »Bäse Gretel«, Tante meiner Wärterin. Als Silberdienerin der Markgräfin bewohnt Bäse Gretel im vierten Stock des Schlosses ein behagliches getäfeltes Zimmer mit freiem Blick über das wogende Baumgrün des Schloßgartens. Dies Zimmer mit seinen vielen altmodischen Rippen und verschnörkelten Möbeln, einer Spielbause, zu deren verschollenen Melodien eine französische Reifrockschäferin mit ihrem zierlich frisirten und gepuderten Amynthas auf den porzellanenen Schenkspitzen eine Menuette tanzt, — mit der großen rothgedruckten Bilderbibel und den immerblühenden Rosen sind meine Wonnen. Zuerst trägt mich meine Wärterin die vielen Treppen hinauf — später klettere ich fast täglich allein in die Höh. Bäse Gretel hat mich in ihr einsames altes Herz geschlossen. Alle ihre Herrlichkeiten und theuren Andenken aus verblaster Jugendzeit kraut sie vor mir aus zum Spielen und ein kleines, mit Buchsbaum kunstvoll ausgelegtes Spiegelschränkchen spendet auch regelmäßig irgend eine Leckerei. Am Osterfest nach der Kirche erwartet Bäse Gretel mich und die Geschwister und meinen liebsten Gespielen Gustav freundlich im knospenden Schloßgarten. Da hat der Osterhase die köstlichsten rothen und blauen und gelben Eier in die hohen alten Buchsbaumhecken mit dem betäubenden Frühlingsdunst und in die blühenden Nestchen von Leberblumen und Krokos gelegt. Schmetterlinge gaukeln und Bienen summen fröhlich über den ersten Blumen und Bäse Gretel wird wieder jung mit uns jubelnden Kindern . . .

Welch ein Fest, wenn ich in Abwesenheit der Markgräfin an Base Gretels Hand das ganze große Schloß mit seinen weiten Marmor- und Spiegelsälen und vergoldeten hundertjährigen Prunkgemächern durchwandern darf. Der eine weiße Marmorsaal mit den goldenen Kapitälern und mythologischen Deckengemälden ist so groß, wie die Reitbahn in der Dragoner-Kaserne. Wenn ich in dem Spiegelsaal mich umschaue, lachen mich hundert verwunderte Kaputrock-Vinchen an und hundert vergnügte nickende Flügelhauben der Base Gretel, von denen jede Riesentolle ein artiges Kinderhäubchen abgeben könnte. Ein anderer Saal ist mit farbenprächtigen Gobelins behängt, welche die Irrfahrten des göttlichen Dulders Odysseus vor Troja — bei den Cyclopen — bei der Nymphe Kalypso und der herrlichen Königstochter Nausikaa darstellen. Daran schließen sich die Abenteuer des jungen Telemach. — Heimlich zieht Base Gretel eine große Flötenuhr auf und freut sich, wenn ich zu ihren französischen Tanzmelodien so leicht wie eine Bachstelze dahinhüpfe. . .

Das entzückendste von allen Wundern des Schlosses aber bleibt doch: die Geistertreppe und das Spukzimmer. Wie lauschte ich schon auf dem Arm meiner Wärterin, wenn die Kindermägde sich geheimnißvoll erzählten: »Es spukt im Schlosse! Die weiße Frau und noch sonst etwas viel Schlimmeres!« — In der Dämmerung der Frühlings- und Sommerabende sitzen wir Kinder auf den Trittssteinen vor den Hausthüren und vertrauen uns gruseln an: »Es hat über Nacht wieder im Schlosse gespukt!« — Ach, wie stolz ist dann das Vinchen, daß sie von allen Kindern allein die Spukterrasse und das Spukzimmer des Schlosses betreten hat.

Immer will Base Gretel an der geheimnißvollen Treppenthür im Winkel des rechten Schloßflügels vorübergehn — aber immer betteln und schmeicheln ich so lange, bis sie öffnet. Geheimnißvoll — wonnig durchschauert — steige ich an Base Gretels Hand und fest an sie geschmiegt eine schmale dunkle

Treppe hinab. Wie dumpf jeder, auch der leiseste Tritt wiederhallt! Noch eine Thür wird geöffniet — wir stehn im Geisterzimmer. Ein müdes Licht fällt durch die dicht zugezogenen purpurrothen Gardinen. Das Täfelwerk der Wände ist dunkelgebräunt. Wie das knistert und bohrt! Das ist der Holzwurm, der da ungestört und unermülich bei Tag und Nacht in dem Getäfel und den schweren hundertjährigen Möbeln mit dem verschossenen rothen Seidenbezuge arbeitet. An den Wänden herum — unter jedem Stuhl und Tisch zeugen gelbweiße Mehlhäufchen von des Holzwurmes unverkümmertem Fleiße. Auf einer Console steht eine schwarze Marmoruhr — die goldnen Zeiger unbeweglich auf Mitternacht — stumm — todt! Dort in der Ecke das riesige Himmelbett mit den rothen Vorhängen und rothen Polstern — so schreckensvoll, wie das Hochgericht. Und sieh', Linchen, in den Polstern den Druck, als ob sich hier noch so eben ein schlummernder Menschenleib einschmiegte — lege die Hand hin, das Bett muß noch warm sein — — und dort, o Grauen! vor dem Lager auf den eichenen Dielen ein großer schwarzer Fleck — — das ist Blut — — Menschenblut!

Horch! Hörst Du auf der Treppe die schweren schleichen- den Tritte? Die Stufen knacken — ein Schwert stößt an und klirrt — ein leiser dumpfer Fluch — geheimnißvoll dreht sich der Schlüssel im Schloß — rasselnd springt die Thür auf — bewaffnete bischöfliche Meuchelmörder stürzen herein und auf das Bett zu — ein heller Angstschrei — kurzes Ringen — Verwünschungen — dumpfes Stöhnen . . . Der fremde Gesandte, der des Bischofs lichtscheues Geheimniß weiß, ist ermordet . . .

Zitternd berge ich mein Gesicht in Base Gretels Rockfalten. Meine rege Kinderphantasie hat alle Schrecken, die sich nach den Erzählungen der Bruchsaler allnächtlich auf der Spuk- treppe und im Geisterzimmer wiederholen sollen, vor mir ver- körperert. Base Gretel schleppt mich geschwind in's goldene Tageslicht zurück und gelobt, nie wieder mit mir einen Schritt in die Spukregionen zu setzen — — — um schon

bei unserer nächsten Schloßwanderung ihr Gelübde meinem Schmeicheln zu opfern.

... Viele Jahre gingen vorüber. Die Frau Markgräfin und Base Gretel waren gestorben und das schöne Schloß zu Bruchsal zu Regierungsbureauz und Beamtenwohnungen eingerichtet. Im Jahre 1846 wohnte in jenem Geisterflügel der Schwager meines Bruders Karl, Oberst von Hinkeldey, der mit seinem Regiment von Mannheim nach Bruchsal versetzt war. Man neckte ihn mit dem Spukzimmer. Als beherzter, vorurtheilsfreier Mann, der so oft über Kaiser Napoleon gespottet, weil dieser im Schlosse zu Rastatt Nachts Badens unglückverkündende »Weiße Frau« gesehen haben wollte und darum sogleich das Geisterschloß räumte, — und um dem Gerede für immer ein Ende zu machen, ließ der Oberst jenes Zimmer zu seinem Schlafgemach einrichten. Aber er hat nur die ersten Nachtstunden drin zugebracht. Am Morgen fanden die Töchter ihn erschöpft auf dem Sopha des Wohnzimmers ruhen. Er befahl sogleich, die Eingänge zur Spukterrasse und zum Geisterzimmer mit Brettern zu verschlagen und zu vernageln. Er hat jene Räume nie wieder betreten. Auf alle Fragen schüttelte er nur verdüstert den Kopf: »Fragt mich nicht. Es gibt mehr Dinge im Himmel und auf Erden, Horatio, als Eure Schulweisheit sich träumen läßt!«

Doch zurück zu den harmlosen Kindertagen und frohen Kinderspielen.

Das Schloß zu Bruchsal sollte für mich bald eine erhöhte Bedeutung gewinnen. Meine kleine Person war berufen, in den so oft bewunderten Gesellschaftsräumen der Frau Markgräfin wenigstens für einen Abend als »kleine Komödiantin« eine gewisse Hauptrolle zu spielen, wenn auch keine sehr erbauliche.

Ich hatte zwei Titel: »Großnase« und »kleine Komödiantin«. Der erste demüthigte mich gar nicht, der zweite erfüllte mich mit Stolz. Ich erwarb ihn mir schon sehr früh.

Mein »erster theatralischer Versuch« datirt aus der glücklichsten Zeit, da ich noch auf der Mutter Schooß saß. — Schwester Lottchen und die Brüder hatten auf einem Marionetten-Theater den »Verlorenen Sohn« — »Die goldene Mausefalle« — und »Die heilige Genoseva« gesehn. Das letztere Stück hatte sie so gerührt, daß sie es uns zu Hause selber vorspielten. Lottchen gab die schöne unglückliche Genoseva mit aufgelöbsten Haaren, Louis den Grafen, Karl mit einer wahren Wuth den Bösewicht Golo. Die Großmutter, die Mutter, Marianne, die große weiße Kaze und ich waren das Publikum des ersten und zweiten Plages. Mimi erwies sich aber als die undankbarste Zuschauerin, denn sie schlief schnurrend ein. Marianne war so gerührt über die Leiden des geliebten, frommen Lottchen und so indignirt über die Niederträchtigkeiten des armen Karl, daß sie den ganzen Abend über in Thränen schwamm und dem Karl mehrere Tage hindurch nicht wieder gut wurde. Ich saß da, ganz Auge und Ohr. Eine neue entzückende Welt ging vor mir auf. Bei den leidenschaftlichsten Hauptaktionen strampelte ich mit Händen und Füßen und kreischte mit Golo-Karl in die Wette. Als aber am Schluß der bleiche Graf Louis, vom Bösewicht Golo mit einem Lineal erstochen, am Boden lag und Genoseva sich kaum von der theuren Leiche erhoben hatte — da strampelte ich eilig vom Schooß der Mutter herab und warf mich — wie ich es von Lottchen gesehen hatte — mit ausgebreiteten Armen über Louis und schrie immerfort: »O, ich unglücksel'ges Weib!«

Von jetzt an war der Großmutter großer weißer Haubenkopf vor mir nirgends mehr sicher. Ich schleppte ihn in einen Winkel, kostümirte ihn mit der Großmutter Hauben und Tüchern oder mit den Mützen und Jacken der Brüder und führte die wundersamsten Scenen und Dialoge mit ihm auf — bis

der unglückliche Haubentopf einst vom Stuhl fiel und sich die Nase und obenein das Genick brach.

Als ich aber gar von einer kleinen Wandertruppe Holbergs »Politischen Kammengießer« und eine Pantomime: »Des Großvaters Geburtstag« und auf dem Schloßplatz einen zauberhaft kostümirten Seiltänzer springen sah — da war die kleine Komödiantin völlig außer Rand und Band und nicht wenig stolz darauf, daß man ihren Produktionen so viel Theilnahme schenkte.

Herrschte Trübsinn im Hause, so riefen die Brüder gewöhnlich: »Komödiantin, spiele uns etwas vor!« — und die kleine Komödiantin gab sich alle Mühe, die Traurigen zu erheitern. — Wenn bei Kaffeewisiten die Unterhaltung stockte, hieß es: »Linchen, tanze!« und freudestrahlend that ich mein Bestes. Einen Stock als Balancirstange nach Art der Seiltänzer haltend, stellte ich mich auf eine Kiste des Fußbodens, und hin und her ging es auf dem Pseudo-Seil mit den zierlichsten Pas . . . Eine alte Dame, die einst diese Seiltänzer sprünge sah, hielt mich für — behext und schlug das Kreuz vor mir. Erst meine, der Kammerjungfer abgelauschten Lieder: »In einem Thal bei armen Hirten« und »Willst Dich, Hektor, ewig von mir wenden«, welche ich rein und wohlklingend singen konnte, vermochten sie etwas zu beruhigen.

So sah mich der Oberst Heimrot, der als des Vaters Regiments-Kommandeur stets ein treuer Freund unseres Hauses blieb und zu den Tarok-Partien der Mutter gehörte, einige Mal tanzen. Sogleich bestürmte er die Mutter: mich nach Paris zu senden und dort von Bestris zur Tänzerin ausbilden zu lassen. Ich habe die für eine Solotänzerin in erster Reihe erforderliche angeborne Grazie, die keine Kunst erzielen könne, und ein ungewöhnliches pantomimisches Talent . . . Die Mutter wollte nichts davon wissen und Schwester Lottchen sagte mit frühreifer Entschiedenheit stets, wenn wieder die Rede auf dies Projekt kam: »Nein, Lina soll nicht für Geld vor fremden Leuten tanzen und springen!«

Oberst Heimrot war der liebenswürdigste Gesellschafter und seiner geselligen Talente wegen in ganz Bruchsal und besonders auch von der Frau Markgräfin sehr geschätzt. Er war unermüdblich, Dilettanten-Konzerte, Liebhaber-Theater, Tanzkränzchen, Landpartien und andere Feste zu arrangiren und dadurch den freundlichsten geselligen Verkehr zwischen Militär und Civil, Adel und Bürgerschaft herzustellen.

Residirte die Markgräfin in Bruchsal, so war Oberst Heimrot bei allen Hoffesten der unerschöpfliche Maitre de Plaisir. Wer Talent und Bildung besaß, wurde zu diesen angenehmen Abendunterhaltungen im Schlosse herangezogen und mußte nach Kräften mitwirken.

Meine Mutter spielte vortrefflich Guitarre, Oberst Heimrot war ein Virtuos auf der Flöte. Beide hatten einst für ein kleines Hofkonzert ein Duo eingeübt.

Die Mutter präladirt gewandt auf ihrer Guitarre — Heimrot setzt die Flöte an die gespitzten Lippen . . . aber, wie er einfallen soll, kann er seinem Instrument keinen Ton entlocken. — Die Mutter beginnt ihr Präludium von vorn — Heimrot setzt zum zweiten und zum dritten Mal die Flöte an — umsonst! Sie bleibt tonlos.

Da verneigt der tapfere Oberst sich tief vor der Markgräfin und sagt: »Hoheit! Was dem Donner der Schlachten nie gelungen ist, bewirken hier die mildesten und gnädigsten Augen meiner Herrin. Die Angst vor einer Niederlage hat mir total den Athem geraubt. Ich bin besiegt und bitte um Gnade!«

Die Markgräfin lächelt gütig: »Mein Herr Oberst, Sie sollen in acht Tagen Revanche haben. Wir freuen uns darauf, dann von Ihnen und der Frau Rittmeisterin besiegt zu werden!«

Und beim nächsten Konzert ging das Flöten- und Guitarren-Duo brillant.

Dieser Oberst Heimrot hatte der Frau Markgräfin so viel Wunderdinge von meiner ungekünstelten Tanzkunst erzählt, daß die hohe Frau neugierig wurde und mich zu sehen wünschte.

Bei der nächsten Soiree im Schlosse mußte also die Mutter mich mitbringen.

Ich war selig über mein neues Jungenkostüm von grünem Percal mit weißen Höschen. Ich küßte auch der Frau Markgräfin zierlich die Hand, wie die Mutter es mich gelehrt hatte, ließ mir von ihrer weichen Hand die hellen Locken gern aus der heißen Stirn streichen und die süßen Leckerbissen vorzüglich schmecken. Ich war das artigste Vöckchen von der Welt. Als aber der Oberst Heimrot mich zum Tanz vorführte — da ward ich wie besessen. Ich warf mich über einen Sessel und strampelte mit Händen und Füßen deckenan und schrie, wie am Speer: »Ich tanze und springe nicht für Geld vor fremden Leuten — mein Vöckchen hat's gesagt!« — Und dabei blieb ich, mochte die Mutter auch ihre ganze Strenge entfalten und mir heimlich ein Paar Klapsse und Kopfnüsse appliciren — mochte der Oberst Heimrot mit seiner grimmigsten Miene mich bei den Schultern packen und auf die Füße stellen — mochte die Frau Markgräfin mir auf's Gütigste zureden und Leckereien und Spielsachen versprechen . . . Das unartige Vöckchen zeigte sich im vollsten Glanz und behielt seinen Trostkopf, bis die tief-beschämte Mutter mich mit einem fühlbaren Denktettel nach Hause schickte. Dort weinte ich dann untröstlich: vor Scham über meine Ungezogenheiten, die der Mutter die Freude des Abends verdorben hatten, — vor Reue über das verlorne Vergnügen, das ich mir selber so muthwillig und kindisch zerstört hatte.

Ja, schon das Kinderherz hat seine geheimnißvollen Dörnchen, die zu gefährlichen Stacheln für das ganze Lebensglück heranwachsen, wenn eine kluge und liebevoll energische Hand sie nicht bei Zeiten ausbricht. Diese Hand hatte meine Mutter. Ich küsse sie noch im Grabe dafür. —

Einst machte der Oberst Heimrot mit meiner Mutter im Garten seine Partie. Während er die Karten in der Hand hielt, setzte sich auf sein Herz-Aß ein rothes Marienwürmchen.

Das glühte wie ein Blutstropfen, dem Herzen entquollen. Der Oberst, bei aller Tapferkeit abergläubig wie sein Idol Napoleon, wurde blaß und ließ die Karten fallen. Lebhaft sagte er: »Meine Damen, ich sterbe noch in diesem Jahr, von einer Kugel in's Herz getroffen. Wenigstens ein schöner Soldatentod. Denken Sie an diese von mir verlorne Partie!«

Oberst Heimrot, ein natürlicher Sohn des kurfürstlichen »Schwammhannes« von Hessen, fiel am 30. August 1813 bei Lepliz-Kulm, von einer Flintenkugel mitten in's Herz getroffen. Man sagt, seine eigenen Soldaten hätten ihn erschossen, wegen seiner Vergötterung Napoleons.

Nach der Schlacht ritt Friedrich Wilhelm III. von Preußen über das Leichenfeld. Als er den todten Oberst Heimrot sah, wandte er sich unwillig ab und sagte zu seiner Umgebung: »Immer ein mauvais sujet gewesen. Liebte den Korzen und den Marschallstab mehr als sein Vaterland!«

Ob das Weltgericht der Weltgeschichte dies harte Wort bestätigt? — Meinen Eltern und uns Kindern war Oberst Heimrot stets ein aufrichtiger Freund.

Bald nach meinen Ungezogenheiten vor der Frau Markgräfin machte ich den schlimmsten — ja, gefährlichsten Jungensreich mit.

Zur Feier des großen Sieges bei Leipzig brannten auf allen Bergen Feuer. Da durften »wir Jungen von Bruchsal« natürlich nicht zurückbleiben. In der Nähe der Scheunen vor dem Heibellberger Thore veranstalteten wir ein solennes Siegesfeuer. Niemand war eifriger, Stroh und Reifig herbei zu schleppen, als Linchen. Welch ein Jubel, als die Flamme hoch aufloderte! Wir faßten uns an die Hände und tanzten herum den Ringelreihen, singend das neueste Volkslied:

Napoleon der mußte retiriren

Sin nach Frankreich ohn' Strümpf und ohne Schuh'!

Aber — o Entsetzen! — plötzlich stand ein naher Strohhaufen in hellen Flammen. Umsonst waren alle unsere Versuche, zu löschen. Wir verbrannten uns Hände und Kleider. Als gar eine Scheune Feuer fing, liefen wir voll Angst in die Stadt zurück und verkrochen uns auf dem Hausboden. Aber das Strafgericht ereilte uns doch.

Drei Scheunen waren niedergebrannt. Eine großartige Untersuchung wurde angestellt. Viele Knaben wurden zu Gefängniß verurtheilt. Voran meine Brüder als »Anführer« zu acht Tagen. Das kleine dumme Mädchen ließ man durchschlüpfen. Aber die Mutter hat's mir eingetränkt.

Die Brüder saßen im Nord- und Südthurm der Thore von Bruchsal. Da war es wenigstens hell und lustig. Eine ganze Woche lang wanderte ich nun nach dem Nord- und Südthurme. Hinein durfte ich nicht, aber von außen hinaussprechen und Obst und Brod für die armen Sünder abliefern.

Da stand ich denn zuerst am Nordthurm: »Louis! wie geht's Dir da oben?« — Ein feines blaßes Gesicht sah zum vergitterten Fenster heraus: »Ganz gut, Vinken!« — »Hast Du Hunger?« — »Nein! gib es dem Karl, der hat immer Hunger; lebe wohl! grüß' die Mutter.«

Dann eilte ich nach dem Südthurm: »Karl, wie geht's Dir in Deinem Krähenest?« — Das runde, sonst so übermüthig lustige Gesicht meines ältesten Bruders sah wehmüthig nieder. »Nicht gut, Vina.« — »Willst Du Obst und Brod?« — »Gewiß! ich habe Hunger,« — und der Wärter trug ihm meine Schätze hinauf. . .

Dieser letzte wilde Jungenstreich bestimmte die Mutter, mich in zähmende Mädchenkleider zu stecken und auf einige Monate von den unbändigen Brüdern zu trennen. Mit sicherer Gelegenheit wurde ich nach Karlsruhe geschickt. Eine Freundin meiner Mutter nahm mich gastlich in ihr Haus auf. Ich erhielt bei dem Tanzmeister Richard Unterricht in den neuesten Tänzen.

Des guten Tanzmeisters flinke Fiedel war wohl noch nie so sehr von kleinen Tänzerinnen in Anspruch genommen, wie zu dieser Zeit. Es stand ein seltenes Kinderfest bevor. Die Frau Markgräfin wollte auf Wunsch ihrer Tochter Elisabeth, Kaiserin von Rußland, die in Karlsruhe zum Besuch und eine große Kinderfreundin war, ihren lieblichen Enkelinnen, Prinzessinnen Cäcilie und Amalie von Schweden, im Schlosse einen fröhlichen Kinderball geben. Alle vier- bis zehnjährigen Töchterchen von Offizieren, höheren Staatsbeamten und sonstigen Honoratioren von Karlsruhe waren eingeladen. Die größeren Mädchen übten die Tänze als Herren ein. Durch die Generalin von Freistedt erging noch in den letzten Tagen vor dem Fest auch an mich eine Einladung. Wer war glücklicher als ich!

»Aber Linchen hat ja kein Ballkleid!« — dies Bedenken hätte fast meine ganze Freude zerstört. Doch ich wußte Rath. »Ich habe zu Hause ein wunderhübsches Jungenkostüm, das ich schon ein Mal im Schlosse zu Bruchsal vor der Frau Markgräfin trug. Der Kittel ist von grünem Percal, dazu weiße Höschen und eine lange grüne Atlaschärpe — das wird mir die Mutter schicken. Da bin ich ein wirklicher kleiner Herr unter den Tänzern, Herr Richard sagt auch, ich tanze am besten von allen Mädchen als Herr. . .« Und die Mutter schickte mein Jungenkostüm und dazu funkelneue grüne Atlasstiefelchen. Ich war selig. Etwas Schöneres, als diese Stiefelchen, gab es auf der ganzen Welt für mich nicht. Ich küßte die reizenden Grünen, nahm sie zärtlich in den Arm, wie eine Puppe, und tanzte so jubelnd durch's Zimmer. Wenn die andern kleinen Tänzerinnen in den letzten Tanzstunden bei Richard mit ihren neuen prächtigen Ballkleidern prahlten, dann sagte ich triumphirend: »Wer hat grüne Atlasstiefel? Ich! Ich!«

Endlich war der köstliche Ballabend da, wenige Tage nach dem Zuge der siegreichen Allirten über den Rhein. Die fürstlichen Damen saßen im lichtfunkelnden Tanzsaale des Residenzschlosses auf einer Estrade. Die kleinen Tänzerinnen mußten

zuerst paarweise bei ihnen vorbeidefiliren und ihre Verbeugung machen, wie Herr Richard es uns gelehrt hatte. Ich, in meinem Jungenkostüm, den blonden Tituskopf mit frischen Epheuranken geschmückt, führte gravitatisch meine weißgerockte Tänzerin und machte den fürstlichen Damen meinen schönsten Diener. Da rief ein kleines, elfenhaftes Mädchen im rosa Tüllkleidchen neben der Kaiserin Elisabeth: »Tante, mit dem reizenden Knaben möchte ich tanzen!« Es war Prinzessin Cäcilie von Schweden.

Ein Kammerherr führte mich zu der Prinzessin und flüsterete mir zu, ich müsse meine Tänzerin Hoheit und Sie anreden. Das kam mir kurios vor, einem so kleinen Mädchen gegenüber. Blöde stand ich da. Als aber der erste Tanz gespielt wurde und meine Tänzerin mir die Hand reichte — da war alle Blödigkeit und Hoheit vergessen und fröhlich und sink schwenkte ich Prinzessin Cäcilie durch den Saal. Dann tanzte ich mit der jüngeren Prinzessin Amalie und bald wollten beide Prinzessinnen nur noch mit mir tanzen. Ich hielt sie am besten und schwenkte sie am leichtesten — sagten sie. Scherzend nannten sie mich den guten Waldbesen, von dem sie im Märchen gelesen, denn der habe auch Epheuranken im Haar und tanze so lustig im Mondenschein. Nach der großen Française mit Solo des Messieurs et des Dames wollte ich auch die Kuchenfreunden des Balles ein wenig genießen und delectirte mich gerade an einem delikaten Törtchen — da stand wieder der Kammerherr vor mir, nahm mir die Süßigkeit aus der Hand und sagte freundlich: »Kleine, die Kaiserin will Dich sprechen. Zu der mußt Du immer Majesté! sagen!« Damit faßte er meine Hand und führte mich zu der Kaiserin Elisabeth von Rußland. Die lächelte gütig zu mir nieder und sagte dann sanft:

»Ma petite, parlez-vous français?«

Berschüchtert schlug ich die Augen nieder. Denn ich verstand von dieser Anrede weiter nichts, als daß es französische Worte seien. Aber ich konnte ja auch zwei französische Worte

sagen — oui und non! Also ich faßte mir ein Herz und sagte auf gut Glück frisch drauf los:

»Oui, Majesté!«

»Le bal est charmant, n'est-ce pas?«

Da mußte ich doch auch mein anderes französisches Wort anbringen und so wechselte ich hübsch ab:

»Non, Majesté!«

»Mes nièces vous ont joliment fatigué?«

»Oui, Majesté!«

»Aimez-vous la danse?«

»Non, Majesté!«

»Vous êtes un enfant charmant!«

»Oui, Majesté!«

Warum lachten die Umstehenden? Das trieb mir die Thränen in die Augen. Die Kaiserin aber lächelte gütig, zog mich an sich, küßte mich auf die Stirn und sagte deutsch: »Du bist ein liebes gutes Kind!« Mit überströmendem Gefühl küßte ich die sanfte Hand und schluchzte dabei mein: »Oui, Majesté! Non, Majesté!«

Auch die gute Frau Markgräfin hob mich auf ihre Knie, fuhr mir durch die krausen Locken und lächelte: »So habe ich den kleinen Bruchsaler Trozkopf nun doch noch tanzen sehen. Du hast Deine Sache charmant gemacht. Aber vergiß nie, daß es nichts Häßlicheres gibt, als ein unartiges Kind, das seine Mutter betrübt. Wenn Du wieder nach Bruchsal kommst, so besuche mich mit Deiner guten Mutter.«

Ich habe diese ernstesten Worte nie vergessen. Meine französischen Konfusionen aber habe ich von den Ohrenzeugen noch so oft mit allerlei Reflexionen hören müssen, bis ich auch sie behalten.

Anfang Februar 1814 siedelte der markgräfliche Hof mit der Königin von Schweden und der Prinzessin Amalie von Baden nach Bruchsal über. Am 4. Februar traf auch die

Kaiserin Elisabeth von Rußland dort auf einige Monate zum Besuche ein. Militär und Bürgerschaft bereiteten ihr einen festlichen Empfang. Meine Schwester Vottchen war von allen Töchtern Bruchsal's gewählt, an der Spitze einer Schaar lieblicher Mädchen in weißen Kleidern der Kaiserin Blumen und Früchte zu überreichen und ein Willkommen-Gedicht zu sprechen. Es war eine bitterliche Kälte und in Bruchsal herrschte der Typhus. Vottchen hatte als kleine Samariterin die kranke Familie der Base Gretel oft besucht und gepflegt. Im weißen Kleidchen, ein Kränzlein von rothen Rosenknospen in den goldenen Locken, die Wangen fiebergeröthet — stand sie in engelhafter Schöne der Kaiserin gegenüber und sprach klar und lieblich die Verse . . . Dann sank sie zu Hause auf's Bett, um nicht mehr aufzustehn. Sie klagte nie über Schmerzen. Das feine Gesichtchen strahlte in einem verklärten Lächeln. Oft sagte sie: »Mutter — Großmutter — habt Ihr mich lieb? Weint nicht, daß ich schon von Euch gehe. Es ist wohl schön hier auf Erden, aber ich möchte doch noch lieber im Himmel sein!« — Dann wieder sagte sie plötzlich: »Vina soll nicht Tänzerin werden!« — Sie wurde schwächer und schwächer. Täglich ließen die Kaiserin Elisabeth und die Markgräfin sich nach ihr erkundigen und sandten ihre Leibärzte . . .

Am 1. März 1814, Morgens 2 Uhr, entschlummerte Vottchen sanft in den Armen der trostlosen Mutter und Großmutter, während ich ahnungslos fröhlich in Karlsruhe meine Tage verjubilte. Um so tiefer traf mein kleines Herz dieser erste jähe Schmerz. Als ich nach Bruchsal zurückgeholt wurde, war meine gute Schwester begraben. Mutter und Großmutter lagen schwer krank darnieder. Beide hatte das viele Nachtwachen und der Schmerz um den sterbenden Liebling auf's Kranklager geworfen. Die Mutter war vierzehn Tage lang besinnungslos. Am 24. März schon folgte die Großmutter sehnsuchtsvoll der theuersten Enkelin in's Grab. Ich stand zum ersten Mal weinend an einem Sterbebette . . .

Zwei vergilbte Blätter haben mir jene Trauertage stets treu vor Augen gehalten. Ein schmerzvoller Brief des armen Mutterherzens, der einer Schwester meines Vaters beide Todesfälle zugleich anzeigt — und Vottchens letztes Schreibbuch. Da steht auf der letzten Seite, unter dem Datum des 5. Februar 1814 — dem Tage nach Begrüßung der Kaiserin — mit großer steiler Kinderschrift geschrieben:

Ueb' immer Treu' und Redlichkeit
Bis an Dein kühles Grab
Und weiche keinen Finger breit
Von Gottes Wegen ab.

Dann wirst Du wie auf Blumenau'n
Durch's Pilgerleben gehn,
Dann kannst Du ohne Furcht und Graun
Dem Tod in's Auge sehn!

Wie ahnungsvoll! Das sehnsuchtsvolle Ahnen eines Engelherzens!

Dies doppelte Weh und die lange Krankheit der schwergebeugten Mutter ließen einen tiefen, wohlthätigen Eindruck bei mir zurück. Das wilde jungenhafte trohige Linchen war überwunden. Ich spielte nicht mehr die lauten tollen Knabenspiele mit. Ich wurde ernster, fleißiger, mädchenhaft-sittsamer und bald nennt die Mutter mich in den mir vorliegenden Briefen aus jenen Tagen ihre Freude und ihren Trost.

Nur einem einzigen Knaben blieb ich eine treue Gespielin — das war der arme sanfte Gustav in dem Gummannschen Hause, mein freundlicher Genosse beim Fest des Osterhasen, das Base Gretel uns bereitete.

Das Gummannsche Haus wurde mir bald zur zweiten Heimat. Es liegt — oder es lag in der einzigen breiten Straße Bruchfals, nach dem Heidelberger Thore zu, schräg gegenüber dem marktgräflichen Schlosse. Täglich wanderte ich dahin, mit dem kränklichen Gustav, dem einzigen Söhnchen alternder Eltern, zu spielen. Er war so gut, der arme Gustav! Seine

Mutter delectirte uns zum Vesper gewöhnlich mit eingemachten Hagebutten auf Weißbrod. Das schmaufte ich gar zu gern. Und jedes Mal sagte mein Kamerad: »Mütterchen, streiche es dem Linchen fetter auf, als mir. Ich mache mir nicht so viel daraus . . .« Der gute Gustav!

Und wie viel Schmerzen mußte er leiden! Und wie geduldig trug er sie! — Ein Insekt stach ihn in die Lippe. Es bildete sich ein gefährliches Geschwür. Das wurde von Tag zu Tage schlimmer. Immer höher rückten die Umschläge und Leinwandbinden, so daß ich zuletzt nur noch die lieben braunen traurigen Augen sah. — Da saß ich denn Stunden lang am Krankenbett und spielte mit Gustav Mühle oder las ihm aus meinem blauen Märchenbuche Geschichten vor. Aber das köstlichste Hagebuttenbrod wollte mir allein gar nicht mehr schmecken.

Das Gumannsche Haus barg überhaupt viel Leiden und Traurigkeit. Durch Gustav war ich allen Bewohnern bekannt und bald mit meiner kindlichen Fröhlichkeit herzlich willkommen. Sie nannten mich ihren »erheiternden Sonnenstrahl«.

Unten links wohnten zwei alte Schwestern, die sich mit Spinnen und Nähen mühsam ernährten und ihre jüngste kranke Schwester liebevoll pflegten. Die arme Lisette hatte einen unförmlichen Wasserkopf und war von Kindheit auf an das Bett gefesselt. Die Arme vermochte den schweren Kopf nie allein zu heben. Und dennoch schauten ihre blauen Augen lieb und klug darenin. Lisette trug ihr Loos als fromme Dulderin. Wie dankbar lächelte sie mir zu, wenn ich ihr Blumen und Obst brachte oder den Schweiß von ihrer kranken Stirn trocknete.

Von Lisetten ging ich über den Flur zu »Steuereinnemern«. Der pensionirte Papa rauchte sein Pfeifchen und war unermülich, die Kriegsberichte jener Tage zu lesen. Die junge liebliche Rosalie saß dabei, machte mit ihren geschickten Fingern reizende Blumen und träumte dabei von ihrem Wilhelm, der als Sieger in Paris eingezogen war. Kam ich zum Besuch, so

durfte ich aus den Abfällen auf ihrem Tische die ungeheuerlichsten Phantasie-Blumen zusammenbinden und leimen, während Rosalie strahlend mit mir von ihrem Wilhelm plauderte. Die Liebe erzählt ja so gern von ihrem Glück! An jedem hoffnungsfröhlichen Briefe Wilhelms mußte mein dummes Kinderherz Theil nehmen — und wie oft mit Rosalie die kleine Ausstattung bewundern, die ihr so viel Arbeit und Entbehrungen gekostet hatte. »Und wenn der böse Krieg aus ist, dann giebt's eine lustige Hochzeit und süßen Hochzeitskuchen, und Du, Linchen, sollst meine Brautjungfer sein und mir den Brautkranz bringen!« — Das war der Jubel-Refrain jedes Besuches.

Zulezt stieg ich zur »Schwester Kapuzinerin« hinauf. Eine hohe schlanke vornehme Erscheinung in der groben braunen Ordenstracht, um die Taille einen weißen Strick mit Rosenkranz, die kurzen schwarzen Böckchen fast immer verdeckt von der braunen Kapuze. Ihr wunderschönes feines Gesicht und die schmalen Hände waren geisterhaft weiß. Um so dunkler glühten die großen Augen aus der Kapuze hervor.

Schwester Kapuzinerin mochte 30 Jahre zählen. Sie sprach das reinste nordische Hochdeutsch und sehr elegant französisch und englisch. Vor etwa sieben Jahren war sie nach Bruchsal gekommen, aber Niemand wußte, woher. Man war in jenen Tagen daran gewöhnt, heimatlose Mönche und Nonnen zu sehen, die der Krieg aus ihrem Kloster vertrieben hatte. — Sie widmete sich der Kranken- und Armenpflege mit Hingebung. In freien Stunden spielte sie wunderschön auf einer kleinen dunkelgebräunten Geige. An Frühlings- und Sommerabenden stand sie dann am offenen Fenster und schaute über die Bäume des Gartens in die Ferne und geigte wunderbar wehmüthige, träumerische Weisen und fromme geistliche Lieder . . .

Mich hatte Schwester Kapuzinerin lieb gewonnen. Sie gab mir aus eigenem Antriebe die ersten Klavierstunden und

sprach zur Mutter von meinem ungewöhnlichen musikalischen Talente. Aber immer setzte sie mit auffallender Hefigkeit hinzu: »Ich beschwöre Sie! Lassen Sie das Kind keine umherziehende Musik-Virtuosin werden. Das ist das Unglück!«

War Schwester Kapuzinerin früher selber eine berühmte Violin-Virtuosin gewesen? Unglücklich war sie sicher!

Den Klavierunterricht ertheilte sie mir mit großer Sanftmuth, indem sie mir Ton für Ton auf der Violine begleitete. Nur wenn ich flatterhaft unaufmerksam war, spürten meine Finger leise den Violinbogen.

Doch bemerkte ich einige Mal, als ich von meinen Tasten auffah, daß die Lehrerin den Bogen nur mechanisch führte und ihr Auge feucht schimmernd durchs offene Fenster träumte . . . Einst glitt mir die Frage über die Lippen: »Schwester Kapuzinerin, wo sind Sie jetzt?«

Ihre Antwort klang leise — traurig — wie im Traume: »In ferner — ferner — glücklicher Zeit der Liebe und Unschuld!« — — dann schrak sie zusammen, und entließ mich fast heftig mit den Worten: »Kind, vergiß, was ich gesagt habe und frage nie wieder so!«

Unvergeßlich wird mir ein wunderschöner, sonniger Mai-Nachmittag sein — mein siebenter Geburtstag. Die Hände voll Blumen und Geburtstagskuchen, das kleine Herz voll eitel Geburtstagsfreude und Sonnenschein, flog ich dem Gumannschen Hause zu, die Freunde an meinem Glück und meinen Geschenken Theil nehmen zu lassen.

Aber wie fand ich alle so traurig. Der arme Wasserkopf lag wimmernd da, mit brennender Stirn und glühenden Fieberaugen, und erkannte mich nicht. Die krampfhaft auf der Bettdecke umherirrenden Finger zerpflückten meine Blumen und stießen meinen Kuchen zurück. Die Schwestern weinten: »Möchte der liebe Gatt die Aermste doch endlich — endlich von ihren namenlosen Leiden erlösen!«

Trostsuchend ging ich zu der sonst so fröhlichen Blumenmacherin. Aber Rosalie saß todtenblaß, mit verweinten Augen, die fleißigen Hände im Schooße gefaltet vor ihrem Arbeitstisch. Ihr Verlobter war am Lazareth-*Typhus* in Paris gefährlich erkrankt — und wohl bald all ihr Glück — ihre sonnigen Hoffnungen in Frankreichs Erde begraben . . .

Ein herzerreißender Schrei riß mich aus meinem dumpfen Hinstarren auf dies einst so sonnige — jetzt so dunkle Menschenleben empor . . . Das war Gustavs Stimme! Ich flog zitternd die Treppe hinauf. Aber die alte Magd trat mir weinend in den Weg: »Du darfst jetzt nicht hinein zu Gustav. Der Professor aus Heidelberg und unser Chirurgus sind drin und brennen ihm die Wunde aus, daß sie nicht weiter um sich freist . . . Linchen, bitte den lieben, guten Gott mit mir, daß er Gustavs Schmerzen lindert . . .« Dazwischen drangen durch die Thür immer neue qualvollere Angstschreie . . .

Da war's als kehrte sich in mir das kleine leidenschaftliche Herz um und bäumte sich hoch auf. Ich fühlte förmlich einen körperlichen Schmerz in der Brust und das heiße Blut wild aufschäumen. Leidenschaftlich warf ich mich auf die Schwelle und stieß den Kopf gegen die Thür und schrie außer mir: »Nein, Friederike, Gott ist nicht lieb, Gott ist nicht gut, warum ließe er sonst Gustav und den armen Wasserkopf so leiden — warum Rosaliens Bräutigam sterben, da sie Alle doch so fromm sind, — warum nahm er uns unser Vottchen und die Großmutter, — warum . . .?«

Eine feste, kalte Hand zog mich heftig empor — — ich sah in das jetzt noch bleichere Gesicht und die dunklen tiefen Augen der Schwester Kapuzinerin. Die schauten mich durchdringend — und doch so traurig an, wie noch nie. Willenlos ließ ich mich von der Nonne in ihr Zimmer ziehn. Willenlos trank ich das Glas Wasser aus, das sie mir reichte. Dann nahm sie meine beiden Hände in die ihren und schaute mich

lange mitleidsvoll an, daß ich hätte vor Scham die Augen niederschlagen mögen. Aber sie hingen, wie gebannt, an dem Blick der Kapuzinerin. Die sagte mit leiser zitternder — und doch so warmer Herzensstimme: »Armes Kind, wie kommst Du in so jungen, sonst so glücklichen, ahnungslosen Jahren schon zu diesem frevelhaften »Warum?« an die Vorsehung? — Kind, wie wirst Du dann erst bestehn, wenn Du selber hinaus in's Leben trittst — hinaus in den Sturm . . . und dieser Sturmwind Dir in einer einzigen Nacht alle Blüten dieser Erde bricht — alle und für immer! Ja, Kind, es gibt wildere — tödtlichere Schmerzen, als die des Körpers — oder die der Tod uns bringt. Schmerzen des Herzens und der Seele zugleich, die wahnsinnig machen, Schmerzen, die für immer zu Gott führen — oder zum ewigen Verderben . . . Kind, wenn Gott Dir in seiner unerforschlichen Weisheit im späteren Leben solche Schmerzen senden sollte, so denke an das, was ich Dir erzählen werde. Manches wirst Du jetzt noch nicht verstehen — wohl Dir! Aber die grausame Welt wird es Dir später klar machen. Darum grüble jetzt nicht darüber nach. Zur Zeit werden Dir meine Worte schon wieder einfallen. . .

»Es war ein junges Mädchen, schön und glücklich, — glücklich in ihrer Kunst und in ihrer Liebe. Wie der Sonnenschein zog sie als freie Künstlerin durchs Leben, erfreuend und angebetet. Aber sie liebte — seit ihre Eltern im Grabe schlummerten — nur einen einzigen Mann. Er war schön — glänzend — verführerisch und von berauscher Liebenswürdigkeit. Sie liebte ihn mehr als die ganze Welt — mehr als ihr Leben — mehr als ihre Kunst — mehr als Gott . . . Er schwur ihr ewige Liebe. Aber, er liebte nur ihre Schönheit und — ihre goldbringende Kunst. Und bald verrieth und plünderte er sie. Er trat ihr treues Herz mit Füßen und ließ sie dann verzweifelt am Wege liegen . . . Da schrie auch sie lästernd: Warum? Gott — warum? — Keine Antwort! — Und mit gellem Hohnlachen wollte sie sich ins Leben stürzen, um in Saus und Braus,

in Sünde und Schande ihr Weh zu vergessen . . . Da hörte sie vor ihrer Thür einen armen alten blinden Geiger, geführt von seinem gebrechlichen, hüstelnden Weibe. Und beide sangen so recht aus zufriednem dankbaren Herzen . . . «

Dabei nahm Schwester Kapuzinerin ihre Geige und spielte und sang mit vollen weichen Tönen wunderbar ergreifend:

»Mit Sorgen und mit Grämen
Und mit selbst eigner Pein
Läßt Gott es sich nicht nehmen —
Es will erbeten sein!«

Mit leuchtenden Augen fuhr sie fort: »Dies Lied rettete die Verzweifelnde davor, sich in der Welt und in ihrem Schmerz zu verlieren. Sie hatte Gott gefunden und einen Gottesdienst. Sie nahm den blinden Geiger und sein Weib zu sich und blieb ihnen bis an den Tod eine treu sorgende Tochter. Dann suchte und fand sie andere Liebesarbeit und ist still in ihrem Herzen und friedlich und dankbar in ihrem Gott . . . Sieh, Kind, das ist eine von den vielen Antworten auf unser sündiges: Warum? Gott — warum?! — Und nun setze Dich ans Klavier und übe mit mir das Lied des blinden Geigers ein . . . «

Ja, mein einfältig Kinderherz verstand nur wenig von der Erzählung der Schwester Kapuzinerin. Aber sie hatte mich dennoch wunderbar beruhigt und getröstet. Keurig küßte ich ihr die Hand und versprach, gegen die Vorsehung nicht mehr mit einem trotzigem »Warum« anzumurren. Dann lernte ich das Lied spielen und singen — und spiele und singe es mir noch heute gern in schweren Stunden.

Auch darin hatte Schwester Kapuzinerin Recht: ihre Geschichte wurde mir nach Jahren klar und klarer — draußen in der Welt, als die treue Samariterin längst in ihrem Liebesdienst einem ansteckenden Typhus erlegen war. Auch Lisette und Gustav wurden bald von ihren Leiden erlöst. Rosalien durfte ich vor meinem Scheiden von Bruchsal den blühenden Myrtenkranz

in die Locken drücken, denn ihr Verlobter kehrte bald als Reconvalescent fröhlich in die Heimat zurück.

Welche Lebens- und Herzensschule fand ich spielendes Kind so schon in diesem einen Hause meiner Heimat!

Beim Abschiede von Bruchsal schrieb Schwester Kapuzinerin mir in mein erstes kindliches Stammbuch:

»Ueber Dir Gottes Auge wacht!
Und wenn im Herzen der Unschuld Himmel lacht,
Dann gehst Du ruhig durch Sturm und Nacht!«